

Jahrhunderten der frühen Neuzeit zu einem integrierten Weltsystem. Um 1910 wurden wirtschaftliche Veränderungen in Johannesburg, Buenos Aires oder Tokyo unverzüglich in Hamburg, London oder New York registriert. Wissenschaftler sammelten Informationen und Objekte in aller Welt; sie studierten die Sprachen, Bräuche und Religionen entlegenster Völker. Die Kritiker der herrschenden Weltordnung begannen sich ebenfalls auf internationaler Ebene – oft weit über Europa hinaus – zu organisieren: Arbeiter, Frauen, Friedensaktivisten, Anti-Rassisten, Gegner des Kolonialismus. Das 19. Jahrhundert reflektierte seine eigene werdende Globalität.

Jede andere Geschichte als Weltgeschichte ist für jüngere Epochen – und gerade für das 19. Jahrhundert – nichts als ein Notbehelf. Mit solchen Notbehelfen hat sich freilich die Geschichtsschreibung zur Wissenschaft gebildet; Wissenschaft nach den Maßstäben einer überprüfbaren Rationalität ihrer Verfahren ist sie durch das intensive und im Rahmen des Machbaren erschöpfende Studium von Quellen geworden. Dies geschah im 19. Jahrhundert, und deshalb überrascht es nicht, dass Weltgeschichtsschreibung in eben dieser Epoche in den Hintergrund trat. Sie schien mit dem neuen professionellen Selbstverständnis der Historiker nicht vereinbar zu sein. Wenn sich das heute zu ändern beginnt, dann bedeutet dies keineswegs, dass alle Historiker Welthistoriker werden wollen oder werden sollten.² Geschichtswissenschaft verlangt das intensive, in die Tiefe bohrende Studium umgrenzbarer Fälle. Das Ergebnis solchen Studiums wird immer wieder den Stoff für umfassende Synthesen bilden. Der übliche Rahmen für solche Synthesen ist, jedenfalls für die Neuzeit, die Geschichte einer einzelnen Nation oder eines Nationalstaates, vielleicht auch eines ganzen Kontinents, etwa Europas. Weltgeschichte bleibt eine Minderheitsperspektive, aber eine, die sich nicht länger als abseitig oder unseriös beiseite schieben lässt. Die fundamentalen Fragen sind freilich auf allen räumlichen und logischen Ebenen dieselben: «Wie verbindet der Historiker in der Interpretation eines einzelnen historischen Phänomens die quellenmäßig vorgegebene Individualität mit dem allgemeinen, abstrakten Wissen, das erst die Interpretation des Einzelnen möglich macht, und wie gelangt der Historiker zu empirisch gesicherten Aussagen über größere Einheiten und Prozesse der Geschichte?»³

Die Professionalisierung der Geschichtswissenschaft, hinter die man nicht zurückgehen kann, hat dazu geführt, dass «Big History» den Sozialwissenschaften überlassen wurde. Für die großen Fragen der historischen Entwicklung wurden jene Soziologen und Politologen zuständig, die sich

ein Interesse für die Tiefe der Zeit und die Weite des Raumes bewahrten. Historiker schrecken von ihrem gelernten Habitus her vor kühnen Verallgemeinerungen, griffigen Universalformeln und monokausalen Erklärungen zurück. Unter dem Einfluss postmodernen Denkens halten es einige von ihnen für prinzipiell unmöglich, «Meistererzählungen» oder Interpretationen langfristiger Prozesse zu entwerfen. Dennoch: Weltgeschichte zu schreiben ist auch ein Versuch, dem Spezialistentum der kleinteilig arbeitenden Fachhistorie ein wenig öffentliche Deutungskompetenz abzurufen. Weltgeschichte ist *eine* Möglichkeit der Geschichtsschreibung, ein Register, das gelegentlich ausprobiert werden sollte. Das Risiko liegt beim Autor, nicht beim Publikum, das von einer wachsamen Kritik vor leichtsinnigen Zumutungen und Scharlatanerie geschützt wird. Dennoch bleibt die Frage, warum Weltgeschichte aus *einer* Hand? Warum begnügt man sich nicht mit den vielbändigen Kollektivprodukten aus der «gelehrten Fabrik» (Ernst Troeltsch)? Die Antwort ist einfach: Nur eine zentrale Organisation von Fragestellungen und Gesichtspunkten, von Stoffen und Interpretationen kann den konstruktiven Erfordernissen von Weltgeschichtsschreibung gerecht werden.

Die wichtigste Eigenschaft des Weltgeschichtsschreibers ist nicht seine Allwissenheit. Niemand verfügt über genügend Kenntnisse, um die Korrektheit jedes Details zu gewährleisten, allen Regionen der Welt die gleiche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und aus jedem von zahllosen Forschungsständen den jeweils bestmöglichen zusammenfassenden Schluss zu ziehen. Die wichtigsten Eigenschaften des Weltgeschichtsschreibers sind zwei andere: Auf der einen Seite braucht er ein Gespür für Proportionen, für Größenverhältnisse, für Kraftfelder und Beeinflussungen, einen Sinn auch für das Typische und Repräsentative. Auf der anderen Seite muss er sich ein demütiges Abhängigkeitsverhältnis zur Forschung bewahren. Der Geschichtsschreiber, der vorübergehend in die Rolle des Welthistorikers schlüpft (er sollte immer auch Experte für etwas Spezielles bleiben), kommt nicht umhin, die mühselige und zeitraubende Forschungsarbeit Anderer, sofern sie ihm sprachlich zugänglich ist, in wenigen Sätzen «auf den Punkt zu bringen». Dies ist seine eigentliche Aufgabe, und es sollte ihm so oft wie möglich gelingen. Zugleich wäre seine Arbeit wertlos, würde er sich nicht um eine möglichst große Nähe zur besten Forschung bemühen, die nicht unbedingt stets die neueste zu sein hat. Lächerlich ist eine Weltgeschichtsschreibung, die mit dem Gestus pontifikalischen Besserwissens längst widerlegte Legenden unwissend und unkritisch wiederholt. Als Synthese von Synthesen würde sie sich

selbst missverstehen, als «the story of everything»⁴ wäre sie langweilig und grobschlächtig.

Dieses Buch ist ein Epochenportrait. Es praktiziert Darstellungsweisen, wie sie grundsätzlich auch bei anderen Zeitaltern verwendet werden könnten. Ohne den vermessenen Ehrgeiz, ein Jahrhundert Weltgeschichte vollständig und enzyklopädisch abhandeln zu wollen, versteht es sich als ein materialsattes Interpretationsangebot. Diese Haltung teilt es mit Sir Christopher Baylys *Die Geburt der modernen Welt* («The Birth of the Modern World»), einem 2004 im Original, zwei Jahre später in deutscher Übersetzung erschienenen, zu Recht hochgelobten Buch, einem der wenigen Beispiele gelungener weltgeschichtlicher Synthese aus dem Bereich der *späten* Neuzeit.⁵ Mein Buch ist kein Anti-Bayly, sondern eine Alternative aus verwandtem Geist – so wie es mehr als *eine* Deutung des Deutschen Kaiserreiches oder der Weimarer Republik geben kann. Beide Darstellungen verzichten auf eine regionale Gliederung nach Nationen, Zivilisationen oder kontinentalen Großräumen. Beide halten Kolonialismus und Imperialismus für so wichtig, dass sie dafür keine besonderen Kapitel vorsehen, sondern diese Dimension ständig mit bedenken. Beide setzen auch keinen scharfen Gegensatz zwischen dem voraus, was Bayly in seinem englischen Untertitel «global connections and comparisons» nennt.⁶ Beziehungsanalyse und Vergleich können und müssen geschmeidig miteinander kombiniert werden, und nicht alle Vergleiche bedürfen der vollen Absicherung durch die strenge historische Methodenlehre. Das kontrollierte Spiel mit Assoziationen und Analogien bringt manchmal – keineswegs immer – mehr als ein Vergleich, der pedantisch überfrachtet wird.

Manche Akzente werden in den beiden Büchern unterschiedlich gesetzt: Bayly kommt von Indien her, ich von China; das wird man merken. Bayly interessiert sich besonders für Nationalismus, Religion und «bodily practices», die Themen seiner vielleicht besten Abschnitte. In meinem Buch werden Migration, Ökonomie, Umwelt, internationale Politik und Wissenschaft breiter behandelt. Ich bin vielleicht etwas «eurozentrischer» eingestellt als Bayly, sehe das 19. Jahrhundert noch stärker als ein Jahrhundert Europas und kann zudem eine wachsende Faszination von der Geschichte der USA nicht verbergen. Was die theoretischen Bezüge betrifft, so dürfte meine Nähe zur historischen Soziologie rasch deutlich werden. Der wichtigste Unterschied zwischen Christopher Bayly und mir liegt in zwei anderen Punkten. Erstens ist das vorliegende Buch an den chronologischen Rändern noch offener gehalten als Baylys Darstellung. Es ist keine abgeschottete Binnengeschichte einer durch Jahreszahlen

eindeutig demarkierbaren Epoche. Deshalb fehlen solche Jahreszahlen im Titel, und deshalb widmet sich ein besonderes Kapitel (II) den Fragen von Periodisierung und temporaler Struktur. Das Buch verankert das 19. Jahrhundert auf wechselnde Weise «in der Geschichte», und es leistet sich bewusst scheinbar anachronistische Rückgriffe weit hinter 1800 oder 1780 zurück oder Vorgriffe bis nahe an die Gegenwart heran. Auf diese Weise soll der Stellenwert des 19. Jahrhunderts in längeren Abläufen gleichsam trianguliert werden. Manchmal ist es uns fern, manchmal sehr nah; oft ist es die Vorgeschichte der Gegenwart, zuweilen versunken wie Atlantis. Das lässt sich von Fall zu Fall bestimmen. Das 19. Jahrhundert wird weniger von scharfrandigen Zäsurbegrenzungen her gedacht als von einem inneren Schwerpunkt her, der ungefähr in den 1860er bis 1880er Jahren liegt, als sich Innovationen von weltweiter Wirkung verdichteten und manche unabhängig voneinander verlaufenden Prozesse zu konvergieren schienen. Daher wird der Beginn des Ersten Weltkriegs auch nicht, wie bei Bayly, der hier ausnahmsweise der Konvention folgt, als ein plötzliches und unerwartetes Fallen des Vorhangs auf der historischen Bühne inszeniert.

Zweitens wähle ich eine andere narrative Strategie als Christopher Bayly. Es gibt eine Art von Weltgeschichtsschreibung, die man konvergent-zeitbetont nennen könnte. In dieser Manier ist es einigen Historikern mit abwägender Urteilskraft, immenser Erfahrung und viel *common sense* gelungen, ganze weltgeschichtliche Epochen mit ihren Haupt- und Nebenlinien in zügiger Dynamik darzustellen. John M. Roberts' Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts ist ein Musterbeispiel dafür. Roberts versteht unter Weltgeschichte «das Allgemeine, das die Geschichte (*the story*) zusammenhält».⁷ Er sucht daher nach dem jeweils epochal Wichtigen und Charakteristischen, das er ohne ein vorgefasstes Schema oder eine große Richtungsthese im Hintergrund zu einem kontinuierlichen Erzählfluss formt. Eric J. Hobsbawm, mit einer Prise marxistischer Striktheit und daher mit einem Kompass versehen, hat Ähnliches in seiner dreibändigen Geschichte des 19. Jahrhunderts geleistet.⁸ Von jeder Abschweifung findet er letztlich wieder zu den großen Tendenzen seiner Epoche zurück. Bayly praktiziert einen zweiten Weg, den divergent-räumlichen. Das ist ein eher de-zentrierender Ansatz, der sich nicht so ungehemmt durch den Strom der Zeit vorantragen lässt. Eine solche Geschichtsschreibung kommt weniger leichtfüßig vom Fleck. Sie geht in die Breite der Gleichzeitigkeit und des Querschnitts, fahndet nach Parallelen und Analogien, zieht Vergleiche und spürt verborgene Wirkungszusammenhänge auf. Dabei ist sie

chronologisch eher unscharf, kommt schon äußerlich mit wenigen Jahreszahlen aus und sichert den narrativen Fortgang durch eine nicht allzu insistent beachtete Binnengliederung der Gesamtepoche in Phasen, bei Bayly die drei Blöcke 1780–1815, 1815–1865, 1865–1914. Während Roberts in der Dialektik von Haupt- und Nebenentwicklungen denkt und unablässig danach fragt, was denn jeweils die Geschichte – ob im Guten, ob im Schlechten – maßgebend vorangebracht habe, wendet sich Bayly einzelnen Phänomenen zu und beleuchtet sie in weltweiter Perspektive.

Ein Beispiel ist der Nationalismus. Immer wieder liest man, es handele sich dabei um eine europäische «Erfindung», die dann in vergrößerter Form und mit mancherlei Missverständnissen von der übrigen Welt übernommen worden sei. Bayly nun wirft einen genaueren Blick auf die «übrige Welt», der er als Indienspezialist näher steht als manch anderer, und gelangt zu der plausiblen These von einer Polygenese nationalistischer Solidaritätsformen: In vielen Teilen der Welt gab es bereits vor dem Import nationalistischer Doktrinen aus Europa eigenständige «patriotische» Identitätsbildungen, die dann im Laufe des späteren 19. und des 20. Jahrhunderts nationalistisch uminterpretiert werden konnten.⁹ Baylys Geschichtsschreibung ist primär horizontal – er selbst nennt sie «lateral»¹⁰ – und raumbestimmt, diejenige, die John M. Roberts oder Eric J. Hobsbawm repräsentieren, eher «vertikal» und zeitbetont. Alle drei Autoren würden darauf bestehen, die horizontale und die vertikale Dimension kombiniert zu haben. Das ist sicher richtig, doch es scheint eine Art Unschärferelation zu walten, wie man sie auch in der bekannten Spannung zwischen narrativer und struktureller Darstellung findet: Kein Versuch ihrer Verbindung erreicht die vollkommene Harmonie.

Die Machart des vorliegenden Buches geht in Baylys Richtung, radikalisiert sie aber und gelangt dabei zu einem dritten Weg. Ich zweifle daran, dass es mit den Erkenntnismitteln des Historikers möglich ist, die Dynamik einer Epoche in einem auf Ganzheitlichkeit zielenden Schema zu erfassen. Die Weltsystemtheorie, der Historische Materialismus oder der soziologische Evolutionismus mögen sich das zutrauen. Da es das Geschäft der Historie ist, Veränderung zu *beschreiben*, bevor sie Erklärungen vorzuschlagen wagt, stößt *sie* jedoch schnell auf widerständige Reste, Eigensinniges, Nicht-Integrierbares. Bayly weiß dies selbstverständlich, doch setzt er sich über solche Skrupel hinweg, wenn er dennoch die Signatur der Epoche zu bestimmen versucht: Die Welt, dies ist seine Hauptthese, sei zwischen 1780 und 1914 uniform, aber auch in sich differenzierter geworden.¹¹ Die «Geburt der Moderne» sei ein langsamer Prozess